

Sechzig Jahre Frieden

Ein Rückblick auf die jüngere deutsche Geschichte

Vor sechzig Jahren, am 7. Mai 1945, wurde in Eisenhowers Hauptquartier in Reims die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht durch Generaloberst Jodl unterzeichnet; einen Tag später wiederholte dies Generalfeldmarschall Keitel im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst. Damit war der Zusammenbruch Hitler-Deutschlands für alle Welt sichtbar geworden, das Ende des »Dritten Reiches« eingestanden und besiegelt. Ein Zeitungs-Kommentator blickt zurück auf die darauf folgende deutsche Nachkriegsgeschichte.



Dresden nach der Bombenzerstörung

Sechzig Jahre Frieden. Niemals zuvor hat es das in Deutschland gegeben. Kein vermeintlicher oder tatsächlicher Feind an den Grenzen. Nur befreundete Nationen ringsum. Wann hätte es das gegeben. Nie zuvor. Deutschland scheint erreicht zu haben, was es einst mit

imperialen Mitteln erstrebte: einen Platz an der Sonne.



Damals im Krieg war alles anders. Zumindest die über Fünfzigjährigen haben die Geschichten ihrer Eltern oder Großeltern gehört. Da hastete beispielsweise eine junge Frau, die eigene Mutter, durch die brennenden Straßen Hamburgs auf der Suche nach einem Bunker. Oder ein junger Mann, der eigene Vater, blieb irgendwie bei Charkov mit einem Beindurchschuss liegen und sah

sich schon verbluten. Zu Hause rollten feindliche Panzer durch die Straßen. Waren es britische oder amerikanische, war man froh und hängte Bettlaken heraus, waren es Russen, versuchte man sich vor der Rache der Sieger zu verbergen.

Und die Deutschen wurden mit dem konfrontiert, was, je nachdem, die Verbrechen der Nazis oder die des deutschen Volkes genannt wurde.

Für andere war der Friede noch weit. Auf den Rheinwiesen starben deutsche Gefangene massenhaft in amerikanischer Gefangenschaft, andere schufteten in sibirischen Bergwerken und kamen, sofern sie es überlebten, erst Jahre später wieder.

Der Geschichten sind Legion, kein kollektives Gedächtnis ist groß genug, sie zu bewahren, das Riesenwerk »Das Echo« des Walter Kempowski gibt einen Schimmer davon.

Und nun sechzig Jahre Frieden. Dennoch wollen Glücksgefühle nicht so recht aufkommen. Im Gegenteil: Immer mehr Deutsche schauen mit Verdruss auf ihr Land und auf die Entwicklung, die es nimmt. Es scheint abwärts zu gehen. Mit dem Wohlstand für alle, den Professor Erhardt seligen Angedenkens versprochen hatte, ist es einstweilen vorbei. Massenarbeitslosigkeit, einst einer der Sargnägel der Weimarer Republik, ist schon da und wird nur durch massive Staatsintervention verdeckt.

Dabei verändert sich die Welt so rasant wie nie zuvor. Die Globalisierung saugt unerbittlich Arbeitsplätze ab. Anderswo geht es aufwärts, hier bergab. Nicht zuletzt die demographische Kurve. Wenn die Zahl der Kinder etwas über den Zukunftsoptimismus eines Volkes aussagt, steht es um die Deutschen schlecht. Deutschland ist zunehmend von Zuwanderung abhängig, aber nur mittels rosa Brillen lässt sich darüber hinwegtäuschen, dass die Zuwanderung, die uns etwa nach dem Beitritt der Türkei in die EU blüht, nicht zur Stabilität des Landes beitragen wird.

In dieses düstere Szenario schallen neuerdings Stimmen, die mehr Patriotismus fordern. Die Patriotismusdebatte wurde von Politikern angestoßen, denen es dämmert, dass ein Staatswesen ohne ein Mindestmaß an Solidaritätskitt – von der Sorte, die nicht gesetzlich verordnet und geregelt ist – auf Dauer nicht existieren können.

Und weil es nun mal Politiker sind, wird das Wort Patriotismus in ihrem Mund

gleich wieder zur verbalen Waffe in der parteipolitischen Auseinandersetzung. Womit es fast schon erledigt ist – laut Umfragen hielten die Deutschen nie weniger von ihren Parteien als heute.

Aber so viel ist dran an der Klage über mangelnden Patriotismus: Die Deutschen haben auch sechzig Jahre nach dem Krieg kein einigermaßen selbstbewusstes und selbstverständliches Verhältnis zu sich selbst und ihrer Geschichte gefunden.

Sechzig Jahre Frieden – das ist natürlich ein Euphemismus (beschönigende Bezeichnung). Zwar fielen keine Bomben auf deutsche Städte, aber Kriege gab es anderwärts genug, und zu Hause vergiftete der Kalte Krieg die Atmosphäre. Mitten durch Deutschland verlief eine Demarkationslinie, an der, fast könnte es im Nachhinein kurios klingen, auf Menschen geschossen wurde, die aus ihrem Staat ausbrechen wollten.

Doch immerhin: der gefürchtete Krieg der Kriege, der Atomkrieg, blieb aus, und die alte Bundesrepublik konnte als nicht ganz mündiges Mitglied der Völkergemeinschaft gut leben.

Die Geschichte der Bundesrepublik lässt sich aus verschiedenen Perspektiven betrachten. Dabei gibt es ein paar Standardinterpretamente, die selten überdacht werden. So etwa dies: In der Adenauer-Ära sei das Land unter einem dicken Kissen von Reaktion und kultureller Rückwärtsgewandtheit schier erstickt, und dies sei die natürliche Ursache für die Achtundsechzigerrevolution. Man kann es auch anders sehen: Der

ständig steigende Wohlstand, die immer größeren Möglichkeiten für den Einzelnen, der kulturelle Diskurs machten den großen Befreiungsschlag erst möglich – als solcher wurde sie von vielen und natürlich vornehmlich von der Jugend – empfunden.

Aber war's eine Revolution? Reserviert man den Begriff der Revolution für den Umsturz des Staatswesens, war es bestenfalls eine gescheiterte Revolution. Nach dem Willen vieler »Revolutionäre« sollte es allerdings eine Revolution werden. Man träumte vom Bündnis mit der Basis, vom Aufstand der Massen, aber die Massen, zuweilen eben doch klüger und instinktsicherer als ihre Einbläser, verweigerten sich.

So reichte es im staatspolitischen Sinne nur zu einem Revolutiönchen, und selbst der Terror der »Rote Armee Fraktion«, mochte er das Staatswesen noch einmal all seine reaktionären Gelüste ausschwitzen lassen, ist in der Rückschau, gemessen an dem, was die Welt inzwischen an Terror gesehen hat, eher von kleinerem Kaliber – ohne den Opfern ihre Würde zu nehmen, darf es gesagt werden. Und natürlich können sich die Deutschen rückblickend glücklich schätzen, dass es den Bader-Meinhoffs nicht gelang, den Staat in ihre Gewalt zu bekommen, in welchem Falle sie den Terror wohl in Jakobinerformat in Szene gesetzt hätten.

Die wahre Revolution sollte allerdings erst noch kommen: 1989. Dass sie ein Wunder wurde, eine unblutige Revolution nämlich, hatte sie ebenso wie ihr Ge-

lingen der weltpolitischen Lage zu verdanken. Die Zeit der deutschen Spaltung ist ein Kapitel für sich. Auch an ihr wird das deutsche Nationalgemüt noch viel aufzuarbeiten haben.

Sechzig Jahre Frieden. Brauchen wir nun einen neuen Patriotismus? Wo soll er herkommen, worauf sich gründen? Die positiven Ereignisse in der deutschen Geschichte sind so handverlesen-selten – und sie sind in aller Regel Geschichten des Scheiterns. Stattdessen lastet der »ewige Fluch« auf dem deutschen Volk, der Fluch der von ihm oder in seinem Namen vollführten Schandtaten.

Der wäre vielleicht leichter zu tragen, gäbe es nicht so etwas wie eine Lobby von Fluch-Verwaltern, die andere misstrauisch überwachen, ob sie ihn nicht vielleicht abwerfen wollen oder vor ihm zumindest die Augen schließen möchten – sie selbst haben dabei das gute Gewissen, auf der richtigen Seite zu sein.

Doch es tut sich etwas in Deutschland, trotz oder gerade durch die Krisenstimmung: In den letzten Jahren haben sich »die Deutschen« (was ja immer eine im Grunde unzulässige Generalisierung bedeutet) auf ihre Geschichte besonnen, ja sogar als die einer kollektiven Leidensgeschichte – und dies endlich einmal ohne die eigene Schuld und das Leiden anderer verringern zu wollen. Nicht, dass es nicht schon zuvor kluge Leute gegeben hätte, die das auch schon unternommen haben – aber als ein Grundton des öffentlichen Diskurses ist es etwas Neues – und etwas, was hoffen lässt.

Helmut Kremers, in »Zeitzeichen« 1/2005

Muttertags-Gedanken

Am zweiten Sonntag im Mai bezeugen wir unseren Müttern unsere Hochachtung und Verehrung. Mutter sein kann unbeschreibliche Freude schaffen, kann viel Zärtlichkeit und ein starkes Verantwortungsgefühl erzeugen – kann aber auch unerträgliche Niedergeschlagenheit und Schmerzen bereiten. Mutter sein kann das Schönste in uns hervorrufen – aber auch das Schlimmste, denn es kann für viele Frauen zu einer starken Quelle von Schuldgefühlen werden, weil sie nie die Ziele zu erreichen vermögen, die ihnen die Gesellschaft vorgibt, oder weil sie den Erwartungen nicht entsprechen, die sie an sich selber stellen.

Bei unseren Darstellungsfeiern werden manchmal Worte von Khalil Gibran (aus seinem Buch »Der Prophet«) zitiert. Er sagt dort über die Kinder:

»Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, aber nicht eure Gedanken.

Denn sie haben ihre eigenen Gedanken.

Ihr dürft ihren Körpern ein Haus geben, aber nicht ihren Seelen.

Denn ihre Seelen wohnen im Haus von morgen,

das ihr nicht besuchen könnt, nicht einmal in euren Träumen.«

Als Eltern ist es unsere Aufgabe, – in ähnlicher Weise wie ein Bogen den Pfeil auf ein Ziel ausrichtet – unsere Kinder in die richtige Richtung zu lenken. Wo der Pfeil landen wird, entzieht sich aber unserer Kontrolle.

Das erfordert, dass wir uns mit der grundlegenden Frage beschäftigen: Wem gehört dieses Kind? Uns, den Eltern? Gott? Dem Leben? Wenn es einem Etwas zugeordnet ist, das größer ist als ich selbst, dann ist nicht »alles mein eigenes Verschulden«, was aus dem Kind einmal werden wird.

Es kann mitunter schwer sein, sich zurückzunehmen und die Kinder ihren eigenen Weg gehen zu lassen, aber wir können ihnen unsere Liebe und unsere Gebete mitgeben. Sie gehen zu lassen, kann auch eine Erleichterung bedeuten.

Nur wenig von dem, was ich als die heilige Aufgabe des Eltern-Seins bezeichnen will, ist einfach, und es ist viel mit ihr verbunden, was wir nicht vorher erlernen können. Das bedeutet, dass wir selbst dabei immer weiter wachsen müssen, in der Liebe und in der Weisheit und in der Achtung vor diesen Wundern, die uns die schöpferische Lebensmacht eine Zeitlang anvertraut hat. Diese Kinder bewirken, dass unsere Charaktereigenschaften verfeinert werden und wir in unserer Kreativität und unserer Reifung voranschreiten.

Wir wünschen allen Müttern einen schönen Tag im Kreise ihrer Lieben. Unsere Gedanken werden auch bei denjenigen sein, die ihre Mutter im Laufe des vergangenen Jahres haben hergeben müssen.

Herta Uhlherr, im »Templer Record« Mai 2004; übersetzt von P. Lange

Nochmals das Tsunami-Thema (Teil 2)

Im ersten Teil seiner gedanklichen Beschäftigung mit den Auswirkungen der Tsunami-Katastrophe (im April-Heft der »Warte«) kommt Rolf Hänel auch auf die geringschätzigen Bemerkungen zu sprechen, die er auf seinen Auslandsreisen oftmals von Touristen im Hinblick auf Angehörige afrikanischer und asiatischer Völker zu hören bekommt.

In mir erzeugt das jedes Mal ein tiefes Schamgefühl, und es macht mich auch traurig. Ist es denn so schwer, in dem jeweiligen Gegenüber in erster Linie einfach nur ein Geschöpf Gottes zu sehen? Ich weiß doch: dieser schwächliche, ausgelaugte Arbeiter hat, wenn er Glück gehabt hatte, ein paar Jahre zur Schule gehen dürfen oder können. Geldverdienen ist wichtiger, Bildung ist nur etwas für die Reichen. Doch Arbeit gibt es keine im Heimatland. So geht man in die Fremde und schuftet in glühender Sonne, nur um mit ein paar Dollars abgespeist zu werden. Diese paar Dollars sind dabei immer noch mehr wert im jeweiligen Heimatland, aber kann ich mit Geld Selbstachtung erkaufen?

Die Menschen, die so verächtlich über andere reden, befinden sich meist in gehobeneren Stellungen, in die sie vielleicht nur auf Grund ihrer Herkunft gelangt sind.

Ich habe eines in den letzten Jahren auf meinen Reisen gelernt: den Respekt voneinander. Ganz gleich, welcher Herkunft, Ausbildung, Glaubensrichtung mein Gegenüber auch immer ist, so ist er doch in erster Linie ein Mensch. Ein lebendiges Wesen, das als Individuum einzigartig ist auf dieser Welt. Ein Mensch mit Gefühlen, Wünschen, Erwartungen und Hoff-

nungen, ein Mensch wie ich selber, mit all seinen Vor- und Nachteilen.

Nach diesem schrecklichen Seebeben, bei dem so viele Menschen den Tod fanden, wurde von Volksstämmen berichtet, die die Zeichen der Natur zu deuten wussten, die herannahende Flut erkannten und sich dadurch in Sicherheit bringen konnten.

In den wenigen Videoaufnahmen der Flut waren Touristen zu sehen, die den *vor* der eigentlichen Flutwelle *zurückweichenden* Meeresspiegel noch unbedingt fürs Familienalbum festhalten wollten. Sie haben die Zeichen nicht erkannt und mussten bitterlich dafür bezahlen. Wer war nun der bessere oder intelligentere Mensch? Wer war mehr gerüstet zum Überleben?

Ich möchte mit diesem etwas harten Beispiel aufzeigen, dass nicht nur technisches Wissen, Reichtum und Luxus zählen, sondern dass es noch andere Dinge auf der Welt gibt, die das Leben lebenswert machen. Auch ohne Doktorgrad, ob Moslem, Hindu oder Christ, sind wir vollwertige Glieder in unserer Menschengemeinschaft, Teile der uns allumgebenden Natur, ohne den Anspruch zu erheben, sie jemals vollständig verstehen zu können. Und gerade weil wir die Natur nie ganz verstehen werden, ge-

schweige denn den Schöpfungsprozess – weil wir »Geschaffene« sind und keine Schöpfer –, haben wir die Pflicht, alle anderen Geschöpfe mit Respekt und Achtung zu behandeln.

Ich schätze mich glücklich, dass ich durch mein Aufwachsen in der Tempelgesellschaft meinen Glauben, wie ich meine, recht frei entwickeln konnte. Mir hat niemand vorgeschrieben, was ich glauben soll oder was nicht. Ich wurde nie eingeschränkt, meine Meinung zu äußern, ich durfte kritisieren und bekam auch oft Antwort auf meine Fragen. Ich hatte – und habe immer noch – gute Lehrer in der TGD und TSA für mich gefunden. Doch hat es Jahre gedauert, dies zu verstehen.

Ähnlich wie in meiner Berufsausbildung, als ich in Schule, Lehre, Weiterbildung und Praxis meine »Lebens-Werkzeuge« in die Hand bekommen habe und gelernt habe, sie anzuwenden, so habe ich in der TG gelernt, meine Glaubenserkenntnisse auch anzuwenden, sie in mein Leben einzugliedern.

Trotzdem denke ich, dass ich erst jetzt begonnen habe, auf dem Klavier meines Lebens zu spielen. Ich versuche, meinen Glauben zu einem selbstverständlichen Teil meines Lebens zu machen, ihn als einen festen Bestandteil meines Alltags zu sehen. Denn: erst wenn ich meinen

Glauben in mich aufgenommen habe, kann ich ihn auch aus mir hinaus tragen und durch mein Verhalten, meinen Mitmenschen und der Natur gegenüber, anfangen, mit meinen bescheidenen Mitteln am Reich Gottes zu arbeiten.

Ich fand vor Kurzem einen Gedanken, der mich seitdem nicht wieder los lässt:

»Der WEG (oder das Leben) ist wie das Spannen eines Bogens. Das Problem besteht darin, dass man sich mit dem WEG zu identifizieren beginnt. Man spannt immer nur den Bogen, und das viele Jahre lang, und dabei vergisst man, wozu der Bogen gespannt wird. Durch das Spannen des Bogens fühlt man sich, als ob man immer stärker würde. Man fühlt sich, als ob die Kontrolle wachsen würde; man fühlt sich souverän und sicher; es erscheint einem, als würde man mehr und mehr verstehen, als würde man lernen, als würde man sich entwickeln. Solange die Spannung wächst, geht es einem noch gut. Aber das Problem besteht darin, dass man den Sinn und Zweck des ganzen Vorhabens immer mehr aus den Augen verliert.« (Gerd Lothar Reschke)

Richten wir unser Leben wieder auf das Ziel aus, und seien wir bereit, dann im entscheidenden Moment auch unseren Lebenspfeil von der Sehne zu lassen.
Rolf Hänel

Buchhinweis

John Shelby Spong, »Was sich am Christentum ändern muss«

Der anglikanische amerikanische Theologe Spong (Jahrgang 1931), ein Schü-

ler Paul Tillichs, war bis 2000 Bischof von Newark (New Jersey). Er gehört in

die Reihe gelehrter, progressiver und mit provokativen theologischen Büchern Aufsehen erregender anglikanischer Bischöfe wie James A. Pike, John A.T. Robinson und David E. Jenkins. Spong ist Bibelwissenschaftler. Das schlägt sich in diesem faszinierenden, allgemeinverständlichen und autobiographisch gewürzten Buch in bibelkritischen Ausführungen nieder.

Der bisherige »Theismus« sei überholt, das heißt »der Glaube an ein persönliches, übernatürliches Wesen, das in das persönliche Leben und den Ablauf der Geschichte eingreift« (S. 64). Ein so verstandener Gott sei »so gut wie arbeitslos« (S. 73). Damit ist dann auch die Mythologie der Bibel überholt, etwa Paradies, Sündenfall und Erbsünde oder auch das Verständnis des Todes Jesu als Sühnopfer oder stellvertretendes Strafleiden. »Ich würde mich ekeln und auch eher abwenden, als eine solche Gottheit anzubeten, die das Opfer des eigenen Sohnes verlangte« (S. 117). Buchstabenglaube und Dogmatismus werden abgelehnt. Im Anschluss an Tillich werden die Glaubensinhalte symbolisch gedeutet.

Spong entwickelt ein heute ehrlicherweise nachzuvollziehendes Gottesverständnis, das freilich, wie er selbst betont, in der besten theologischen Tradition und insbesondere in der Mystik längst angelegt ist. Das von ihm skizzierte neue Verständnis ist am ehesten als »Pantheismus« zu charakterisieren (S. 80-81): »Es gibt keinen Gott außerhalb des Lebens. Gott ist vielmehr die unausweichliche Tiefe und die Mitte von

allem, was ist. Gott ist nicht ein höheres Wesen, das über allen anderen Wesen steht. Gott ist der Urgrund des Seins selbst« (S. 89). Gott ist also in unserer Wirklichkeit zu finden, als deren tragendes, alles umgreifendes Geheimnis. So ist Gott auch in uns, und wir selbst gehören in den umfassenden göttlichen Zusammenhang hinein.

Damit ist auch der Ansatz für eine eigenverantwortliche Ethik gegeben: »Gott ist die universale Gegenwart, die alles Leben umfängt. Gott segnet und verflucht den Einzelnen nicht nach einer auferlegten Verhaltensvorschrift. Gott, die Quelle des Lebens, ruft uns dazu auf, verschwenderisch zu lieben. Gott der Urgrund des Seins, ruft uns dazu auf, den Mut zu haben, wir selbst zu sein« (S. 256). Jesus wird als besonders eindrückliche, freilich nicht einzige Offenbarung der Liebe Gottes beschrieben und ganz von dem Gesichtspunkt des »Geistes« her verstanden. Das schließt uns ein: »Die Geist-Person Jesus kann in jedem von uns entdeckt werden« (S. 140).

»Ewiges Leben« ist jetzt schon erfahrbar, aber nicht auf das irdische Dasein begrenzt, da das Leben »grenzenlos und unendlich ist« (S. 249). Die Ewigkeit »ist eins mit dem Einen, der der Urgrund des Seins ist«, und in ihr ist dann »mein Sein, in der Kraft der Liebe entfaltet und bestimmt, mit dem Sein anderer verbunden« (S. 249). So ist zu erwarten, im Tod »noch tiefer in Gottes Wirklichkeit einzugehen« (S. 258).

Spong wäre von seinem eigenen symbolischen Ansatz her zu fragen, ob wir

uns Gottes Transpersonalität nicht doch im Symbol »Gott als Person« vorstellen dürfen, denn Gott ist, wie Tillich ausführte, nicht *weniger*, sondern unendlich *mehr* als eine begrenzte Person. Ferner wäre Spong zu fragen, ob der Gedanke eines göttlichen Gerichts so ganz von der Hand zu weisen ist: »Gericht« verstanden als Rechenschaft vor dem Wo-

her und Wohin von allem, als Aufgedecktsein des Gewesenen, auf dem Hintergrund des unbedingten Gefordertseins zur Liebe und zur Wahrhaftigkeit, und in der Konsequenz davon der Gedanke der Läuterung.

Andreas Rössler in »Freies Christentum« Heft 2/2005; das Buch von Spong ist im Patmos Verlag, Düsseldorf, erschienen

DIE BIBEL IN DER ALLTAGSSPRACHE

Jemanden wie seinen Augapfel hüten

In den zurückliegenden Ausgaben der »Warte« habe ich schon mehrfach auf die Tatsache hingewiesen, dass unsere Alltagssprache immer noch stark geprägt ist von der Bibel, die in früherer Zeit ja einmal Unterrichtsbuch in der Schule war und aus der die Menschen so viele Geschichten und Begebenheiten kannten. Im allgemeinen merken wir es gar nicht mehr, dass so viele Redewendungen ihren Ursprung der Bibel verdanken.

So geht es uns vermutlich, wenn wir zum Beispiel davon sprechen, dass wir jemanden »wie unseren Augapfel hüten« würden. Kaum einer wird wissen, dass diese Redewendung aus dem Munde des Volksführers Mose stammt und eines seiner letzten Worte war.

Mose war nach der Überlieferung mit dem Volk der Israeliten viele Jahre lang durch die Wüste gezogen, ehe er an die Hügel jenseits des Jordans gelangte, von denen aus der Blick hinüber reichte ins Land Kanaan, in dem die Bewohner pflanzten und ernteten. Mose war schon alt – nach der Bibel 120 Jahre – und konn-

te sein Volk nicht mehr über den Jordan führen. Diese Aufgabe überließ er Josua.

Das 5. Buch Mose, das Deuteronomium, berichtet darüber. Es ist die Stelle, die den Fundamentalisten unter den Juden heute leider immer wieder als Argument für ihr unnachgiebiges Verhalten gegenüber den Palästinensern dient und in der den Israeliten von Gott das Land jenseits des Jordans verheißen wird, in dem »Milch und Honig fließen«.

In einer groß angelegten Rede wendet sich Mose kurz vor seinem Tode noch einmal an sein Volk und breitet die ganze göttliche Hilfe und Verheißung, die sie erfahren hatten, vor ihnen aus. Er rühmt Gottes Barmherzigkeit und seine Fürsorge: *»Des Herrn Teil ist sein Volk, Jakob ist sein Erbe. Er fand ihn in der Wüste, er umfing ihn und hatte acht auf ihn. Er behütete ihn wie seinen Augapfel. Wie ein Adler ausführt seine Jungen und über ihnen schwebt, so breitete er seine Fittiche aus und nahm ihn und trug ihn auf seinen Flügeln.« (5 Mo 32,10-11).*

Peter Lange